

ECKARD LEFÈVRE

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd

Eckard Lefèvre, Freiburg

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd

In Terenz' 'Heautontimorumenos' begegnet einer der berühmtesten Verse des klassischen Altertums: *homo sum: humani nil a me alienum puto* (77). Er wird von dem alten Chremes gesprochen, der seinen Nachbarn Menedemus Tag für Tag bei schwerer Landarbeit sieht und ihn eines Morgens fragt, warum er so schaffe, obwohl er ein wohlhabender Mann sei. Menedemus reagiert mit der Gegenfrage, ob Chremes so wenig zu tun habe, daß er sich um fremde Angelegenheiten kümmere: *Chreme, tantumne ab re tuast oti tibi/aliena ut cures ea quae nil ad te attinent?* (75–76). Aber Chremes entgegnet eben, daß die *aliena* für ihn keine solchen seien. Und er begründet sein humanes Interesse. Er wolle Menedemus ermahnen bzw. um Auskunft bitten; handele er recht, wolle er selbst so handeln, wenn aber nicht, wolle er ihn von seinem Tun abbringen: *vel me monere hoc vel percontari puta:/rectumst ego ut faciam; non est te ut deterream* (78–79). Dann erzählt Menedemus den Anlaß. Durch übermäßige Strenge und Unverständnis habe er seinen Sohn in die Fremde getrieben; dieser sei schon über drei Monate fort (118). Er habe daher fast alle Sklaven verkauft und führe ein hartes Leben, ohne jede Bequemlichkeit (121–146). Menedemus glaubt, seinem Sohn weniger unrecht zu tun, wenn er selbst bescheiden lebe, und er will sich erst dann wieder etwas gönnen, wenn der Sohn als Teilhaber zurückkehre: *decrevi tantisper me minus iniuriae,/Chreme, meo gnato facere dum fiam miser;/nec fas esse ulla me voluptate hic frui,/ nisi ubi ille huc salvos redierit meus particeps* (147–150). Er bestraft sich selbst, er ist ein ἐαυτὸν τιμωροῦμενος, ein *ipse se poeniens*, wie Cicero sagte (Tusc. 3,65).

Der Eingangs-Dialog zwischen den beiden Alten ist eine unvergleichliche Szene, in der eine wesentliche Komponente der antiken Humanität zum Ausdruck kommt: die Liebe zum Mitmenschen und das in ihr wurzelnde Bestreben, dem anderen zu helfen. Menander hat der φιλανθρωπία in seinen Komödien breiten Raum gegeben. Im Lateinischen wird diese Haltung mit *humanitas* bezeichnet, wie Gellius bezeugt, indem er paraphrasiert: *dexteritas quaedam benivolentiaque erga omnes homines promisca*, Umgänglichkeit und Wohlwollen gegenüber allen Menschen ohne Unterschied (13, 17). Auch für Terenz galt Chremes' Haltung als *humanitas*. Ex negativo wird dieses schon in der ersten Szene deutlich, insofern Menedemus sagt, er habe seinem Sohn gegenüber nicht menschlich, *non humanitus*, gehandelt

(99). Chremes hingegen ist der *humanus*, dem das Bekenntnis in V. 77 wohl ansteht. Durch sein römisches Gewand scheint der φιλόανθρωπος Menanders – von diesem stammt das Original – deutlich durch.

Nach der ersten Szene nimmt das terenzische Stück einen unerwarteten Verlauf. Der humane Chremes beginnt in einer Weise zu agieren, daß er am Schluß als eitler Phrasendrescher dasteht: Er, der dem Nachbarn Ratschläge gab, wie dieser sich dem Sohn gegenüber zu verhalten habe, wird schließlich von dem eigenen Sohn hintergangen. Der Menschenkenner läßt in seinem eigenen Fall jegliche Menschenkenntnis vermissen. Das ist eine witzige Konzeption, die von Terenz virtuos durchgeführt wird. Was bedeutet das? Ist Chremes doch kein φιλόανθρωπος? Ist er doch kein *humanus*? Des Rätsels Lösung dürfte darin bestehen, daß Chremes bei Menander ein φιλόανθρωπος war und daß erst Terenz aus dem *humanus* einen im Grunde hohlen Ratgeber gemacht hat (vgl. E. LEFÈVRE, in: Die römische Komödie, WdF, Darmstadt 1973, 443–462).

Um es ganz deutlich zu formulieren: Bei Terenz erweist sich im Laufe des Stücks, daß Chremes' Ausspruch *homo sum: humani nil a me alienum puto* nicht der Ausdruck echter *humanitas*, sondern bloßer Besserwisserei ist. Es ist nun das große Paradox festzustellen, daß sowohl die Forschung als auch die gebildete Welt diesen Ausspruch nahezu durchweg als Äußerung humaner Anteilnahme aufgefaßt hat. Daß Dichter und Literaturliebhaber die Sentenz aus ihrem Zusammenhang isolieren und in einem sich spontan ergebenden Sinn interpretieren, ist verständlich. Aber daß das Gelehrte tun, ohne auch nur in einer Fußnote zu begründen, weshalb sie so schmalspurig verfahren, d. h. sich über die implizierte Diskrepanz zwischen Menander und Terenz nicht äußern, ist unbegreiflich. Wenn immer wieder der Versuch unternommen wird, unter den Fragmenten Menanders das Vorbild dieses Verses zu bestimmen, muß man den Eindruck haben, daß mancher Forscher das terenzische Stück nicht bis zum Schluß gelesen habe. Wie anders ist es zu erklären, daß in den Dreißiger- und Vierzigerjahren dieses Jahrhunderts ein Philologenstreit über 'Menanders Urwort der Humanität' (E. BICKEL) geherrscht hat? Daß man versucht hat, Terenz aufgrund des 'Heautontimorumenos' zu einem herausragenden Vertreter römischer *humanitas* zu machen, sei nur am Rande erwähnt.

Die folgenden Betrachtungen gelten jedoch nicht den Philologen, sondern den Dichtern, die sich zu allen Zeiten von dem Zauber des terenzischen Verses haben gefangen nehmen lassen. Sie hatten zu Recht keine philologischen Skrupel. Schon Cicero, der Freund der altrömischen Literatur, zitiert den Vers öfter, zuerst in der noch in den Fünfzigerjahren entstande-

nen Schrift ‘De legibus’, wo es 1,33 heißt: *Wenn, wie aufgrund der Natur, auch aufgrund des Urteils die Menschen – wie der Dichter sagt – sich nichts Menschliches als fremd erachteten, würde das Recht von allen gleich geachtet. quodsi, quo modo est natura, sic iudicio homines humani – ut ait poeta – nihil a se alienum putarent, coleretur ius aequae ab omnibus*. In dem 45 entstandenen Werk ‘De finibus bonorum et malorum’ sagt Cicero, es gebe ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen untereinander, so daß es sich zieme, daß der Mensch, eben weil er Mensch sei, dem Menschen nicht fremd gelten dürfe: *ex hoc nascitur ut etiam communis hominum inter homines naturalis sit commendatio, ut oporteat hominem ab homine ob id ipsum, quod homo sit, non alienum videri* (3, 63). In ‘De officiis’ heißt es ein Jahr später, es sei schwierig, sich um andere Angelegenheiten zu kümmern, obwohl Chremes anders urteile: *est enim difficilis cura rerum alienarum. quamquam Terentianus ille Chremes ‚humani nihil a se alienum putat‘* (1, 30).

Berühmt ist Senecas Ausdeutung des Verses in stoischem Geist in den ‘Epistulae ad Lucilium’ (62–64). Man solle ihn im Herzen und auf den Lippen tragen und auf die Gemeinschaft anwenden; denn wir seien für die Gemeinschaft geboren, die einem Gewölbe von Steinen vergleichbar sei, das nur deshalb nicht einstürze und gehalten werde, weil die einzelnen Steine sich gegenseitig stützten: *ille versus et in pectore et in ore sit: ‚homo sum, humani nihil a me alienum puto‘. Habeamus in commune: in commune nati sumus. societas nostra lapidum fornicationi simillima est, quae, casura nisi in vicem obstarent, hoc ipso sustinetur* (95, 53).

Möglicherweise hat auch der geistreiche Literat Plinius in seinem Brief 5, 3 in witziger Weise auf den Terenz-Vers – verkürzt – angespielt, indem er ihn für die Vielfalt seines Dichtens in Anspruch nahm. Jedenfalls dürfte ihn WIELAND so verstanden haben, der den Passus 5, 3, 1–4 als Motto über seine ‘Comischen Erzählungen’ setzte: ... *Sie melden mir, daß meine scherzhaften Gedichte der Gegenstand eines weitläufigen Gesprächs in Ihrem Hause gewesen, und daß sehr ungleiche Urteile darüber gefällt worden seien. Selbst diejenigen, (sagen Sie) welche diese Gedichte an sich selbst nicht mißbilligten, konnten doch, aus Freundschaft für mich, nicht gut heißen, daß ich sie gemacht hätte; noch weniger aber, daß ich sie gar öffentlich bekannt werden ließe. Ich werde diesen Freunden eine Antwort geben, die mich in ihren Augen noch strafbarer machen wird: Es ist wahr, ich mache zuweilen Verse, und nicht sehr ernsthafte; ich mache Komödien, ich liebe alle Arten der Schauspiele; ich lese mit Vergnügen die Lyrischen Dichter; ich lese die Satyren-Schreiber, selbst die allerfreiesten, und brauche keinen Ausleger dazu; es gibt Stunden, wo es mir angenehm ist zu lachen, zu scherzen und zu kurzweilen; kurz, und um alle Arten der unschuldigen Ergötzungen in einem Worte zusammenzufassen: Ich bin ein Mensch. Es ist sehr schmeichelhaft für mich,*

wenn diejenigen, denen es unbekannt ist, daß die gelehrtesten, ansehnlichsten und rechtschaffensten Männer dergleichen Dinge geschrieben haben, aus guter Meinung von meinem Charakter sich verwundern, daß ich dergleichen schreibe. Von denen aber, welche wissen, wie viele und wie große Leute ich hierin zu Vorgängern habe, hoffe ich ohne Mühe zu erhalten, daß sie mich auf meinem Irrweg (wenn es anders einer ist) hinter denjenigen herschlendern lassen, denen nicht nur in ihren ernsthaften Beschäftigungen, sondern auch sogar in ihren Spielen nachzufolgen rühmlich ist. *Cum plurima officia tua mihi grata et iucunda sunt, tum vel maxime quod me celandum non putasti, fuisse apud te de versiculis meis multum copiosumque sermonem, eumque diversitate iudiciorum longius processisse, exstitisse etiam quosdam, qui scripta quidem ipsa non improbarent, me tamen amice simpliciterque reprehenderent, quod haec scriberem recitaremq̃ue. Quibus ego, ut augeam meam culpam, ita respondeo: facio non numquam versiculos severos parum, facio; nam et comoedias audio et specto mimos et lyricos lego et Sotadicos intellego; aliquando praeterea rideo iocor ludo, utque omnia innoxiae remissionis genera breviter amplectar, homo sum. Nec vero moleste fero hanc esse de moribus meis existimationem, ut qui nesciunt talia doctissimos gravissimos sanctissimos homines scriptitasse, me scribere mirentur. Ab illis autem quibus notum est, quos quantosque auctores sequar, facile impetrari posse confido, ut errare me sed cum illis sinant, quorum non seria modo verum etiam lusus exprimere laudabile est.*

Nicht weniger Eindruck machte der Ausspruch auf die christliche Welt: Augustinus bezog sich in einem Brief auf ihn. Nachdem er die Verse 75–77 zitiert hatte, fuhr er im Hinblick auf V. 77 fort, daß dieser Sentenz sogar ganze Theater, voll von Dummen, Beifall geklatscht haben sollen. Denn die Gemeinschaft des menschlichen Denkens habe in natürlicher Weise das Gefühl aller so angesprochen, daß sich jeder als jedes beliebigen nächsten gefühlt habe: *cui sententiae ferunt etiam theatra tota plena stultis indoctisque plausisse. ita quippe affectum omnium naturaliter attigit humanorum societas animorum, ut nullus ibi hominum nisi cuiuslibet hominis proximum se esse sentiret* (155, 14).

Im 12. Jahrhundert war Chremes' Bekenntnis dem Philosophen und Geschichtsschreiber John of Salisbury wohl vertraut. In dem 'Prologus' zum dritten Buch seines 'Policraticus', der ersten großen Staatslehre des Mittelalters, zitiert er Terenz in einem Zuge mit Christus – noch dazu in einem offenbar ironischen Zusammenhang! Der Sekretär Thomas Becketts schreibt, er habe zunächst auf die törichten Meinungen Andersdenkender nicht eingehen wollen, aber es sei wenig menschlich, Fremdes (*aliena*) zu ignorieren. Schließlich hätten die Klügeren Zweifel bekommen, ob dem Menschen zu

Recht etwas Menschliches fremd sei. Der Fortschritt der Sittlichkeit habe aber den Knoten dieser Streitfrage gelöst, da sowohl der Komiker sich nichts Menschliches als fremd erachte als auch der himmlische Lehrer gelehrt habe, der Mensch müsse den Menschen lieben. Daher sei es klar, daß eines solchen Lehrers der Schüler unwürdig sei, der nicht an der Wahrheit Freude habe und nicht den Feinden des Wohls der Allgemeinheit zürne. Auf sie ziele bis zu einem gewissen Grade die Absicht der Schrift, sie werde sie mit der gewohnten Waffe zurückschlagen. *Sed sapientioribus iam uenit in dubium, an quicquam hominis recte sit homini alienum. Virtutis uero processus ambiguitatis huius nodum soluit, cum et comicus nichil humani alienum a se reputet et Magister celestis hominem homini diligendum docuerit ut se ipsum. Vnde patet indignum esse tanto magistro discipulum qui ueritati non congaudet et aduersus publicae salutis hostes non exandescit. Eos uero pro parte praesentis opusculi aliquatenus tangit intentio et nugas eorum quo potest et consuevit telo decutiet.* Auch in seinen Briefen zitiert John of Salisbury immer wieder den Vers (188, 195, 214, 241, 250, 276). Ein schönes Beispiel ist der Brief 195 an den Freund Osbert of Faversham, der mit einem doppelten Terenz-Zitat beginnt: Ein Verrückter, nicht aber ein Liebender kümmere sich nur um sich und das Seine und halte Fremdes für fremd: *amentis est, non amantis, se et sua curare duntaxat et quae aliorum sunt ducere aliena.* Hier klingt aus Terenz' 'Andria' der Vers 218 durch (*nam inceptiost amentium, haud amantium*), der freilich ebenso wie Chremes' Ausspruch längst geflügeltes Wort gewesen sein dürfte. John bittet den Freund um Hilfe für dessen Neffen, der beim Studium *more scolarium* in Not geraten ist. Der Verteidigung seiner Einmischung dient der Terenz-Vers: Die Liebe erachte sich nichts Menschliches als fremd, sondern freue sich mit den Fröhlichen und leide mit den Leidenden. *Humanum, teste comico, nichil caritas a se reputat alienum, sed per congratulationem recte gaudentibus adest et per compassionem dolentibus congemiscit.*

1508 nahm Erasmus von Rotterdam in dem 30. Kapitel seines Lobs der Torheit, 'Encomium Morias', mit einem Musenanruf einen ungewöhnlichen Anlauf in seiner Argumentation: Er wollte zeigen, daß man zur Weisheit und Glückseligkeit nur gelange, wenn man sich von der Torheit leiten lasse, *nisi Stultitia duce!* Der Stoiker Seneca habe mit dem Weisen das Marmorbild eines Menschen definiert, der töricht und menschlicher Empfindung abhold sei. Einen solchen Weisen wünsche doch wohl niemand. Wer zöge nicht jemanden aus der Masse törichter Menschen vor, der als Törichter Törichtern befehlen oder gehorchen könne, der seinesgleichen, d. h. den meisten gefalle, der anständig gegen seine Frau, angenehm gegen seine Freunde sei, ein netter Gast und umgänglicher Gefährte, jemand schließlich, der sich nichts Menschliches als fremd erachte? *Quis autem non malit*

vel unum quemvis de media stultissimorum hominum plebe, qui stultus stultis vel imperare possit vel parere, qui sui similibus placeat, sed quam plurimis, qui comis sit in uxorem, jucundus amicis, bellus conviva, convictor facilis, postremo qui nihil humani a se alienum putet?

In der Mitte des 16. Jahrhunderts widmete der italienische Novellist Matteo Bandello das 17. Stück seiner 'Novelle' (1554–1573) dem *molto magnifico e virtuoso* Messer Paris Ceresaro. Da es sich um einen pikanten Stoff handelte – eine Dame erachtete es sich nicht als fremd, mit drei Brüdern zu schlafen (Titel: 'Lucrezia vicentina innamorata di Bernardino Losco con lui si giace e con dui altri di Bernardino fratelli') –, glaubte Bandello folgende Rechtfertigung vorausschicken zu müssen: Da heutzutage viele als Heilige gelten wollten (ohne es zu sein), die ihm einen Kreuzzug auf den Buckel laden, wenn sie seine Novelle sähen, wolle er ihr falsches Urteil ignorieren und sie lieber Messer Ceresaro widmen; er sei ein terenzischer Mann, der sich nichts Menschliches als fremd erachte. *Ma perché oggidì ci sono assai, i quali vorrebbero esser tenuti santi, ed in effetto sono sentine d'ogni vizio, e se vedessero questa mia novella mi bandirebbero la cruciata a dosso, poco del lor falso giudicio curando l'ho voluta dar a voi, che sète uomo terenziano e nessuna cosa umana aliena da voi stimate.*

Wenig später zeigte Michel de Montaigne in seinen berühmten 'Essais' (1580, erweitert 1588) Vertrautheit mit dem Terenz-Vers. In der Auseinandersetzung mit den Stoikern hielt er deren Vertreter die Schwächen des Menschseins entgegen (II 2): *Nature ayant voulu se reserver ces legeres marques de son autorité, inexpugnables à nostre raison et à la vertu Stoique, pour luy apprendre sa mortalité et nostre fadeze. Il pallit à la peur, il rougit à la honte; il se plaint à l'estrette d'une verte colique, sinon d'une voix desesperée et esclatante, au moins d'une voix cassée et enrouée, Humani a se nihil alienum putet.* – Hier hat der durch die ganzen Renaissance-Literaturen klingende und so verschiedenartig gedeutete Terenz-Vers seine besondere Montaignische Auslegung erfahren: Sei gehorsam gegen dein gebrechliches Menschsein, du kannst ihm doch nicht entrinnen. An seinen verehrten Gestalten tadelt Montaigne gerade ihren Rigorismus, so an Epaminondas, und selbst an Sokrates (H. FRIEDRICH, Montaigne, Bern ²1967, 165).

Christoph Martin Wieland begegnete bereits in Zusammenhang mit dem jüngeren Plinius. Im vierten Gesang von 'Der Neue Amadis' (1771) schildert dieser geistreiche Dichter, wie Schach Bambos älteste Tochter Leoparde, *die unerbittlichste Spröde*, in der Mittagsglut *an des Atlas Fuß* ein Bad nehmend, plötzlich den Riesen Moulineau erblickt und voller Schrecken *so leicht als Natur uns bekleidet* in die Einsamkeit flieht. Dort naht die Nacht,

und *ein armes Strohdach ist in diesem Augenblicke/Der höchste Wunsch, den Bambos Tochter wagt*. Über diese Bescheidenheit stellt der Dichter in der 6. und 7. Stanze folgende Reflexion an:

*Allmächtige Not, du kannst mehr als die Epikteten!
Du machst den Weichling hart, und lehrst den Frevler beten.
Nichts kann den stolzen Übermut
Der Erdengötter, wie du, zur Selbsterkenntnis zwingen.
So lang ihr zartes Fell auf Flaum und Eiderdon ruht,
Nichts ihnen gebricht was nur den Sinnen gütlich tut,
Und, wenn sie winken, sogleich sich tausend Füße beschwingen,
Wie leicht vergessen sie dann daß unser bürgerlich Blut
So rot als ihres ist! Wem könnt es da gelingen
Terenzens homo sum den Stolzen beizubringen?
Die Musen verlören die Müh es ihnen einzusingen!
Ihr Herz wird nur durch Trübsal gut.*

In der Anmerkung zum drittletzten Vers erklärt Wieland das Terenz-Zitat und merkt an: *Ein Vers, der, bei aller seiner ungeschmückten Einfalt, der beste ist, den die Menschlichkeit jemals einem Dichter eingegeben hat.*

1784 setzte Friedrich zu Stolberg den Terenz-Vers als Motto über seine ‘Jamben’. Es ist eine Sammlung streitbarer Gedichte, und Stolberg wollte wohl ausdrücken, daß auch die mannhafte Verteidigung zum Bereich des Menschlichen gehört. Gleich das erste Gedicht ‘Die Warnung’ ist an Johann Heinrich Voß gerichtet, mit dem Stolberg längere Zeit in literarischem Streit lag. Das Motto dieses Gedichts ist Horaz’ unmißverständliche Warnung epod. 6, 11–13, und es beginnt eindeutig:

*Wie kommt’s, o Voß, daß jeder seichte Narr
In Deutschland deutsche Dichter richten will,
Und richten darf? daß ihm, so oft er’s thut,
Ein seidner Pöbel lächelt, und die Zunft
Der hochgelahrten Schwätzer Beifall schielt?*

1789 reiste der Schriftsteller und Pädagoge Johann Heinrich Campe mit Wilhelm von Humboldt nach Paris. Wie er selbst berichtet, hatte er, als sie *die Grenze des freigewordenen Galliens* überschritten, das Erlebnis der Französischen Revolution (‘Briefe aus Paris’, ‘Erster Brief’): *Ich hätte die Ersten, die uns so begegneten, umarmen mögen. Es waren, so schien es mir, keine Franzosen mehr; meine Reisegefährten und ich hatten, unserm damaligen Gefühl nach und in Beziehung auf sie, gleichfalls für den Augenblick angehört, Brandenburger und Braunschweiger zu seyn. Aller Nationalunterschied, alle Nationalvorurtheile schwanden dahin. Jene waren wieder zum*

Besitz ihrer lange entbehrten Menschenrechte gelangt; wir auf unserer Seite fühlten gleichfalls, – und wohl mir, daß ein Braunschweiger dies noch fühlen kann und unter dem Schutze seines großen und edlen Fürsten dies noch fühlen darf, – daß wir Menschen waren. Homo sum, war in diesem Augenblick unser Wahlspruch – und ich versichere Sie, ich habe den großen Sinn desselben nie wahrer und tiefer empfunden – homo sum, nihil humani a me alienum puto!

Zwischen 1784 und 1791 entstanden Herders 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit', über deren zweitem Teil (der die Einheit des Menschengeschlechts behandelt) als Motto der Terenz-Vers steht. Er beginnt: *Wir haben bisher die Erde als einen Wohnplatz des Menschengeschlechts überhaupt betrachtet und sodann die Stelle zu bemerken gesucht, die der Mensch in der Reihe der Lebendigen auf ihr einnimmt. Lasset uns jetzt, nachdem wir die Idee seiner Natur überhaupt festgestellt haben, die verschiedenen Erscheinungen betrachten, in denen er sich auf diesem runden Schauplatz zeigt.* Zwischen 1793 und 1797 erschienen Herders 'Briefe zu Beförderung der Humanität', die folgendermaßen eingeleitet werden: *Mit Freude und Zustimmung, mein Freund, ist Ihr Vorschlag zu einem Briefwechsel über die Fort- oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten von unsern sämtlichen Freunden aufgenommen und bewillkommet worden. „Ich bin ein Mensch“, sagte D., „und nichts, was die Menschheit betrifft, ist mir fremde. Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Teil des Flitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten die Phantasie schmückte. Unglücklich ist, wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug, glücklich und dreimal glücklich, wem nur die Wahrheit Schmuck ist und der Quell einer teilnehmenden Empfindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt, wenn andre, bloß Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Dasein größer und freier.*

Der dänische Schriftsteller Jens Immanuel Baggesen ging in seiner Würdigung Klopstocks von dem Terenz-Vers aus (sie erschien in der Übersetzung von Carl Friedrich Cramer 1794 in dem dritten Stück seiner Sammlung 'Labyrinthen: Baggesen oder Das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich'): *Homo est, nihil humani a se alienum putat. Das ist, in Einer Zeile, das Characteristischste, was ich von diesem Homer Germaniens zu sagen weis; – es ist der Hauptzug in seinem ganzen Wesen; das herrschende Gefühl, welches das Herz im Gespräche mit ihm durchströmt; das Resultat, womit der Verstand seinen persönlichen Umgang ver-*

läßt. So sichtbar der oberste Himmel in seinen Gedichten ist, so ganz leuchtet das Beste der Erde aus seinem Außern hervor. Klopstock lebt, als Mann, ganz auf der Erde – Als Dichter, ist er jenseits des Uranus. Seine Seele ist entstanden, ehe sein Leib starb. Der einfachste Mensch ist der poetischste Sänger.

In Friedrich Nietzsches ‘Unzeitgemäßen Betrachtungen’ von 1874 wendet sich der 6. Abschnitt im ‘Zweiten Stück’, ‘Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben’ zu einer vielgerühmten Stärke des modernen Menschen mit der allerdings peinlichen Frage, ob er ein Recht dazu hat, sich seiner bekannten historischen ‚Objektivität‘ wegen stark, nämlich gerecht und in höherem Grade gerecht zu nennen als der Mensch anderer Zeiten. Dort heißt es weiter: *Nun stelle man sich den historischen Virtuosen der Gegenwart vor Augen: ist er der gerechteste Mann seiner Zeit? Es ist wahr, er hat in sich eine solche Zartheit und Erregbarkeit der Empfindung ausgebildet, daß ihm gar nichts Menschliches fernbleibt; die verschiedensten Zeiten und Personen klingen sofort auf seiner Lyra in verwandten Tönen nach: er ist zum nachtönenden Passivum geworden, das durch sein Ertönen wieder auf andre derartige Passiva wirkt: bis endlich die ganze Luft einer Zeit von solchen durcheinanderschwirrenden zarten und verwandten Nachklängen erfüllt ist. Doch scheint es mir, daß man gleichsam nur die Obertöne jedes originalen geschichtlichen Haupttons vernimmt: das Derbe und Mächtige des Originals ist aus dem sphärisch-dünnen und spitzen Saitenklänge nicht mehr zu erraten.*

Im 43. Kapitel von Theodor Fontanes Roman ‘Der Stechlin’ von 1897 hält Pastor Lorenzen die Totenrede auf Dubslav Stechlin, jene wunderbare Gestalt, in der sich der alte Fontane wie in keiner anderen gespiegelt hat. Die zweite Hälfte lautet: *Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort als das Tun. Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eignere menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was einst unser Herr und Heiland gepredigt und gerühmt und an das er die Segensverheißung geknüpft hat – all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist.*

Fontanes ‘Stechlin’ war der Abgesang auf mehr als ein Zeitalter. Es ist bezeichnend, daß das 20. Jahrhundert, die Tradition nicht mehr ungebrochen weiterführend, auch mit Chremes’ Bekenntnis ihr Spiel getrieben hat.

In Joseph Roths Erzählung 'Triumph der Schönheit', die 1934 zuerst erschien, berichtet der Spezialist für Frauenkrankheiten, Doktor Skowronnek, von der Untersuchung einer besonders schönen Frau: *Sie kam, ich untersuchte sie. Ich erinnere mich genau an diese Untersuchung, nicht nur, weil Gwendolin die Frau meines Freundes, sondern auch, weil sie eine meiner ersten Patientinnen war. Der Blinddarm war weg. Man sah den Schnitt, aber die Frau behauptete, man hätte ,etwas drin vergessen'. Sie hatte Hunger, Übelkeiten, Herzweh, Herzklopfen, Magenschmerzen, Krämpfe und immer wieder Hunger. Schwangerschafts-Erscheinungen, wie Sie wissen. Aber nein, sie war nicht schwanger! Es ist so ziemlich das einzige, was ein Frauenarzt feststellen kann, mit einiger Sicherheit. Sie war nicht schwanger! Nach einiger Überlegung kam ich auf die banalste aller Krankheiten. Die schöne, elegante Dame – nichts Menschliches ist einem Menschen fremd – hatte leider einen Bandwurm.*

1935 hielt Carl Gustav Jung in der Tavistock Clinic in London fünf Vorlesungen 'Analytic Psychology. Its Theory and Practice'. In der 2. Vorlesung heißt es: *Ich bin auf dem Land unter Bauern und Tieren aufgewachsen, und ich war mir einer Menge von Dingen bewußt, von denen andere Knaben keine Ahnung hatten. Ich hatte das Glück, ohne Vorurteile zu sein. Beim Analysieren von Träumen, Symptomen oder Phantasien neurotischer oder normaler Menschen beginnt man ins Unbewußte einzudringen und kann die künstliche Schwelle beseitigen. Das persönliche Unbewußte ist etwas sehr Relatives; sein Bereich kann reduziert und schließlich so gering werden, daß er sich dem Nullpunkt nähert. Es ist durchaus vorstellbar, daß ein Mensch sein Bewußtsein derart entwickelt, daß er sagen darf: Nihil humanum a me alienum puto.*

In Georges Batailles 'L'Abbé C.' von 1950 begegnet im Tagebuch Chianines eine reichlich kühne Umdeutung: *Tout se dissipa, j'eus la force de ruiner chaque notion possible comme on casse des vitres, en un mouvement de rage. Puis, ne sachant que faire et gêné de mon esclandre, je m'enfermai dans les cabinets. Au moment d'une passion sans objet, je chantai, mais lentement, comme si j'enterrais le monde, mais gaiement, sur l'air majestueux du Te Deum: DEUS SUM – NIL A ME DIVINI ALIENUM PUTO. Je tirai la chasse d'eau et, déculotté, debout, me mis à rire comme un ange.*

In seinem letzten Roman 'Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren Erster Teil' (1954) beschreibt Thomas Mann, wie der junge Felix bemerkt, daß sich gewisse Herren für ihn interessieren – *wahrlich kein Wunder bei dem anziehenden Lärchen, das die Natur mir vermacht.* Wenig später fährt er fort: *Die Frau bemerkt nur den ,Herrn' – und ich war keiner.*

Ganz anders nun aber verhält es sich mit gewissen abseits wandernden Herren, Schwärmern, welche nicht die Frau suchen, aber auch nicht den Mann, sondern etwas Wunderbares dazwischen. Und das Wunderbare war ich. Darum hatte ich so viel ausweichende Höflichkeit nötig, um andringende Begeisterung dieser Art zu dämpfen, ja zuweilen lag es mir ob, flehender Untröstlichkeit verständig-begütigend zuzureden. Ich verschmähte es, die Moral gegen ein Verlangen ins Feld zu führen, das mir in meinem Fall nicht unverstänglich erschien. Vielmehr darf ich mit jenem Lateiner sagen, daß ich nichts Menschliches mir fremd erachte.

1982 gab W. Hau 'Sponti-Sprüche' unter dem Titel 'Es wird Zeit, daß wir lieben' heraus. Darin heißt es: *Nichts Menschliches ist mir fremd – aber manchmal ist es mir zuviel.**

* *Daß dem verehrten Jubilar dieser Spaziergang durch zwei Jahrtausende nicht zuviel sein möge, hofft der Verfasser inständig. Ihm übermittelten wertvolle Lese Früchte Dieter Lohmeier, Kiel, und Ekkehard Stärk, Freiburg. Dafür weiß er Dank.*